



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Bilder aus dem Leben der Schwarzen

---

nie und nimmer in ihr Haus aufnehmen würden, da sonst der Kaufpreis, 10 Ochsen, verloren gegangen wäre. — Diese Reue erfaßte das junge Weib und sie fing an zu weinen und ihre Jugendsünden zu verwünschen und zu verdammen. Anfangs wußte ich auch keinen Rat, war aber überzeugt, daß der liebe Gott solche Reuetränen niemals übersehen werde und ich hatte mich nicht getäuscht.

Im Hin- und Herfragen brachte ich es heraus, daß das erste verstoßene Weib eine abgefallene Christin war, und somit war auch keine gültige Ehe zustande gekommen, denn eine gültige Ehe kann nur zwischen Christ und Christ oder zwischen Heide und Heide geschlossen werden. Da der heidnische Mann nun eine weiße Heidin gesetzlich geheiratet hat, so war diese Ehe gültig und unsere junge Frau konnte, wenn unterrichtet, getauft werden und bei ihrem Manne bleiben. —

Als ich dieses der Kranken erzählte, da leuchteten ihre Augen auf, die Krankheit verschwand bald und Dank über Dank gegen den lieben Gott entströmte ihrem Munde.

Also auch ein neugieriger Blick kann oftmals gut sein und Segen bringen. — Ja Gott sei immer gelobt und gebenedeit. Amen

---

## Bilder aus dem Leben der Schwarzen

Von einem verirrten Schäfchen möchte ich heute etwas erzählen. Regina mit Namen. Sie lebte anfangs in glücklicher Ehe mit ihrem Mann, welcher aber noch Heide war. Sie hatte zwei Kinder als ihr Mann starb. Da sie ihr Heim auf der Missionsstation hatte, so blieb sie anfangs nach dessen Tode auf der Station bei den Schwestern; aber hier gefiel es ihr nicht; Regina liebte ein freies Leben. Da sich keine Gelegenheit bot, zu heiraten, lief sie zu einem Heiden, welcher bereits ein Weib hatte. Ihre Kinder brachte sie zu Verwandten. Albert, dem jüngsten, ging es besonders übel. Schläge und böshafte Behandlung ja sogar Mordversuch ward ihm zuteil. Regina lebte nun viele Jahre fern von Gott und ihrer Religion. Zuweilen kam sie wohl noch zur Kirche, erkannte wohl auch den gefährlichen Zustand ihrer Seele; wenn man ihr sagte, sie solle sich bekehren, gab sie zur Antwort: „O Schwester, bete für mich, es ist mir zu schwer zurückzukommen.“ Die Jahre eilen dahin, und das Menschenleben ist schnell vorüber; so erging es auch Regina, sie ahnte wohl kaum, daß ihr leizes Stündlein schon so nahe sei. Sie war eine Frau noch in den besten Jahren, von mittlerer Größe und ganz schwarzer Hautfarbe. Noch gesund, ging sie zu den Weißen arbeiten, die sich in der Nähe angesiedelt hatten, mußte aber die Arbeit bald wieder aufgeben, da sie sich schwer krank fühlte. Nach Hause zurückgekehrt, schleppte sie sich des anderen Tags noch

vor die Hütte, um die Postfrau von der Mission, welche hier vorüber gehen mußte, abzuwarten, und bat dieselbe, ihr doch den Hochw. Herrn Missionar zu schicken, sie sei schwer krank. Der Missionar machte sich sogleich auf den Weg, fand die Kranke aber schon so schwach, daß sie noch kaum die hl. Sacramente empfangen konnte. Da lag nun die arme Regina vergessen und verachtet von ihrem Mann und dessen Weib, welche sich inzwischen zum Biergelage begeben hatten und für welche sie Gott und ihr Seelenheil geopfert; verlassen von ihren Kindern, für welche sie so schlecht gesorgt. Nur ein armer lahmer Bursche aus ihrer Verwandtschaft saß an ihrem Lager und stand ihr im letzten Stündlein bei. Es mochte gegen 6 Uhr am Abend sein, als sie plötzlich sagte: „Geh zur Kirche, hörst du nicht wie man läutet“, das waren ihre letzten Worte und sie starb.

Glücklicher, viel glücklicher als Regina war unsere Theresia, ein altes 80jähriges Raffernweiblein. Sie zählt zu jenen Seelen, die der Herr in der ersten Stunde in seinen Weinberg ruft; Theresia verstand seinen Ruf und folgte ihm; sie ging aber erst zu den Protestanten, dort fand ihr Herz den Frieden nicht und nun versuchte sie es noch bei den ama Roma. Ihr sanfter, gutmütiger und fleißiger Charakter machte sie bei allen beliebt. Schon als Heidin scheint sie gut gelebt zu haben, denn sie selbst erzählte, sie habe niemals Schläge von ihrem Mann erhalten und auch mit ihrer Umgebung in Frieden gelebt. Man sagt, sie sei eine Zeit lang eine Wahrsagerin gewesen. Anfangs verweilte sie nur zeitweise bei uns, später blieb sie ganz hier. Mit dem Christentum nahm sie es ernst, erfüllte genau und pünktlich ihre Pflichten. Es ist zu verwundern, daß das alte Weiblein trotz des hohen Alters alles noch so gut erfaßte und begriffen hat. Eine andere lobenswerte Eigenschaft welche man an ihr lobte, war ihre große Dankbarkeit, für die kleinste Gabe kam sie von der Kinderküche heraufgehumpelt um zu danken und noch nach Wochen hatte sie es nicht vergessen. Immer traf man sie an der Arbeit, mit Mattenflechten beschäftigt, bis ihr die Kraft ausging und ihre letzte Krankheit es nicht mehr zuließ. Die letzte Woche vor dem Tod ist sie beständig gelegen; fragte man sie, wie es ihr gehe, so antwortete sie: „O Schwester bete für mich, daß ich bald sterbe, ich werde nicht mehr gesund.“ Theresia starb eines sehr erbaulichen Todes. Ihr Sterbetag war gut gewählt, am Feste des hl. Joseph entschlief sie sanft im Herrn, ihre letzten Worte waren: Jesus, Maria Joseph!

Theresia hatte zwei Töchter und einen Sohn. Nur eine davon ist getauft. Ihrem Sohn, welcher sie einige Tage vor ihrem Tode besuchte, redete sie sehr zu, sich doch auch bald zu bekehren, seine Frau und Kinder sind schon lange getauft.

Der Platz den Theresia im Marienhanse freigemacht, wurde von der alten Elisabeth, welche schon seit langem blind ist, wieder eingenommen;

und das kam so! Elisabeth hatte zwei Töchter und wie ich sie sagen hörte, auch einen Sohn. Ihre Töchter waren beide erwachsen — die Ältere davon mit Namen Maria wurde krank. Da die Krankheit andauerte, wurde sie zum Arzt gefahren, fiel aber unterwegs so unglücklich vom Wagen, daß sie bald darauf starb. — Die Jüngere hieß Marianna und war von Geburt an blödsinnig. An gesunden Tagen war sie auch im Land herumgelaufen, und wenn die Kinder sie neckten, hat sie dieselben mit Steinen geworfen. Seit sie nun noch an der Grippe gelitten, kränkelte sie beständig und ist viel schwachsinniger



Apothek und Operationsraum in Triashill  
Krankenschwester M. Apollinaris, C. P. S.

geworden. Beide führten ein gar armseliges Dasein, und lebten vom Almosen unserer Mission. Marianna sah ich daheim nur mit einem Sack oder einer alten Decke bekleidet. Sie sollte früher in eine Anstalt gebracht werden, aber Elisabeths Mutterliebe ließ das nicht zu. „Was“, sagte sie, „man will mir ein Kind nehmen, o meine Marianna. O mein Kind.“ In ihrer letzten Krankheit lag sie beständig in ihren Armen und mußte gepflegt werden, wie ein neugeborenes Kind; doch das alles minderte ihre Mutterliebe nicht; ihre Krankheit nahm immer zu und sie starb bald darauf in der Oktav von Allerseelen. Ihr Begräbniß war so armselig, wie ich kaum ein zweites gesehen — in Säcke und Lumpen eingewickelt und mit grünen Zweigen bedeckt lag sie

auf der Tragbahre, und wurde so ins kühle Grab gebettet. Elisabeth blieb nun auf der Station. Als ich sie des andern Tages besuchte, lag sie ganz erschöpft auf einer Strohmatte, einen Ziegelstein unterm Kopf, ihre Kleider wimmelten von Ungeziefer, nachdem sie gereinigt worden und alles geordnet war, fühlte sie sich überglücklich ein so schönes Heim gefunden zu haben. Wenig genügt, um die guten Leute zufrieden zu stellen.

## Missionspost

Aus den Briefen des Hochw. P. Kammerlechner R. M. M. in Triashill Rhodesia, entnehmen wir folgendes:

Der Besuch der Außenstation gehört auch zum Alltag des Missionars; denn man kann beinahe sagen, zwei Drittel auf der Hauptstation und ein Drittel auf der Außenstation, manchmal wäre es sogar richtiger ein Halb und ein Halb zu sagen. Diese Besuche bringen aber auch manche Abwechslungen in den Alltag mit seinen vielen Sorgen und Scherereien auf der Station. Vor allem, wenn man auf der Außenstation einmal mit den Leuten bekannt ist, ist es vielfach ein recht nettes Verhältnis zwischen dem Missionar und seinen Schäflein.

Die Leute von St. Elisabeth waren verzogen und hatten Hütten und Schule dem Verfall überlassen. So mußte also am neuen Platz eine Schule gebaut werden und da der eigene Hüttenbau ihnen doch wichtiger war als der Schulbau, so brachte dieser Umstand längere Zeit manche Unannehmlichkeiten bei jeweiligen Besuch mit sich. Vielleicht haben die werten Leser die Geduld, mich in dieser Zeit auf einem meiner Besuche in St. Elisabeth begleiten. Am frühen Morgen ging es mit dem Rad nach St. Joachim, um zuerst hier die Schule zu visitieren und Gottesdienst zu halten. Von St. Joachim ist in ein bis zwei Stunden leicht nach St. Elisabeth zu kommen. Der Weg ist allerdings sehr schlecht, große Sandstellen und zuletzt über Berg und Tal, aber Missionar und Rad sind solche Wege längst gewohnt. Also von St. Joachim so gegen 1 Uhr Abfahrt und in St. Elisabeth gegen 3 Uhr Ankunft. Nun aber war es an einem heißen Tag und die Leute waren alle auf dem Feld. Ich lehnte meinen Gaul an die Hütte eines Christen, suchte in meiner Ledermappe den letzten Apfel, um meinen Durst etwas zu stillen und wollte mich dann gleich dem Heiland mit dem Brevier in der Hand zurückziehen, um zu beten. Nahebei stand auf einem Felsen eine Getreidehütte und in ihrem Schatten wollte ich in aller Ruhe mein Brevier beten, bis die Leute von den Feldern heimkommen würden. Doch leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich hatte kaum angefangen, als einige Kinder mich erspäht hatten: „Baba wawuya“ „der Vater ist da.“ Sie stiegen also etwas schüchtern zu mir herauf und setzten sich in meine Nähe. Anfangs verhielten sie sich, nachdem sie mich begrüßt, ganz ruhig, aber allmählich wagten sie ihren ersten Angriff. Zuerst galt es den Ledergamaschen an meinen Beinen. Es wurde versucht sie abzuschnallen, gar bald aber interessierte sie auch das Innere meiner Taschen und so blieb mir nichts anderes übrig, wenn ich nicht grob werden wollte, als mein Brevier zu schließen und meine Aufmerksamkeit meinen Gästen zu widmen. Zuerst ging es meinen Erdnüssen in meiner Tasche an den Leib. Die Erdnüsse werden auch von den Eingeborenen gepflanzt und gern gegessen. Dann wurden meine Hände bewundert und ein kleiner Knirps fragte staunend: „Wäschst du deine Hände alle Tage, weil sie so weiß sind?“ Ganz besonders zutraulich aber war das Töchterlein unseres Christen William, in dessen Hütte ich gewöhnlich schlief und meine Mahlzeiten einnahm; ja sie wurde sogar auf die anderen eifersüchtig und wollte nicht haben, daß auch diese mit mir spielten. Als wir bei einbrechender Nacht in der Hütte am Feuer saßen und sie mich mit ihren Spielgelüsten immer noch plagte, wurde sie von ihrer